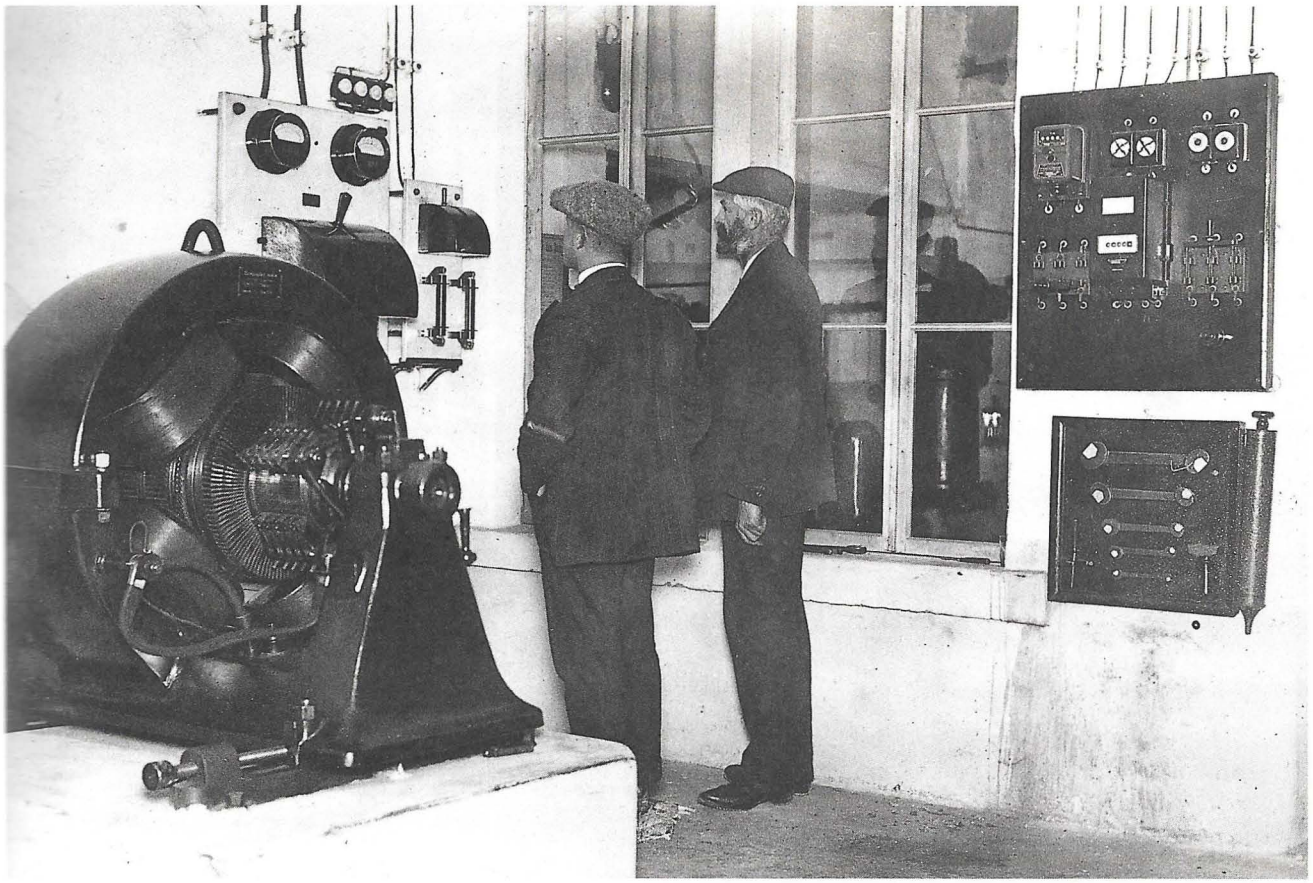
DIE BLEICHE DER ZEIT

Ein Zürcher Oberländer Textilareal im Wandel

Toby Matthiesen



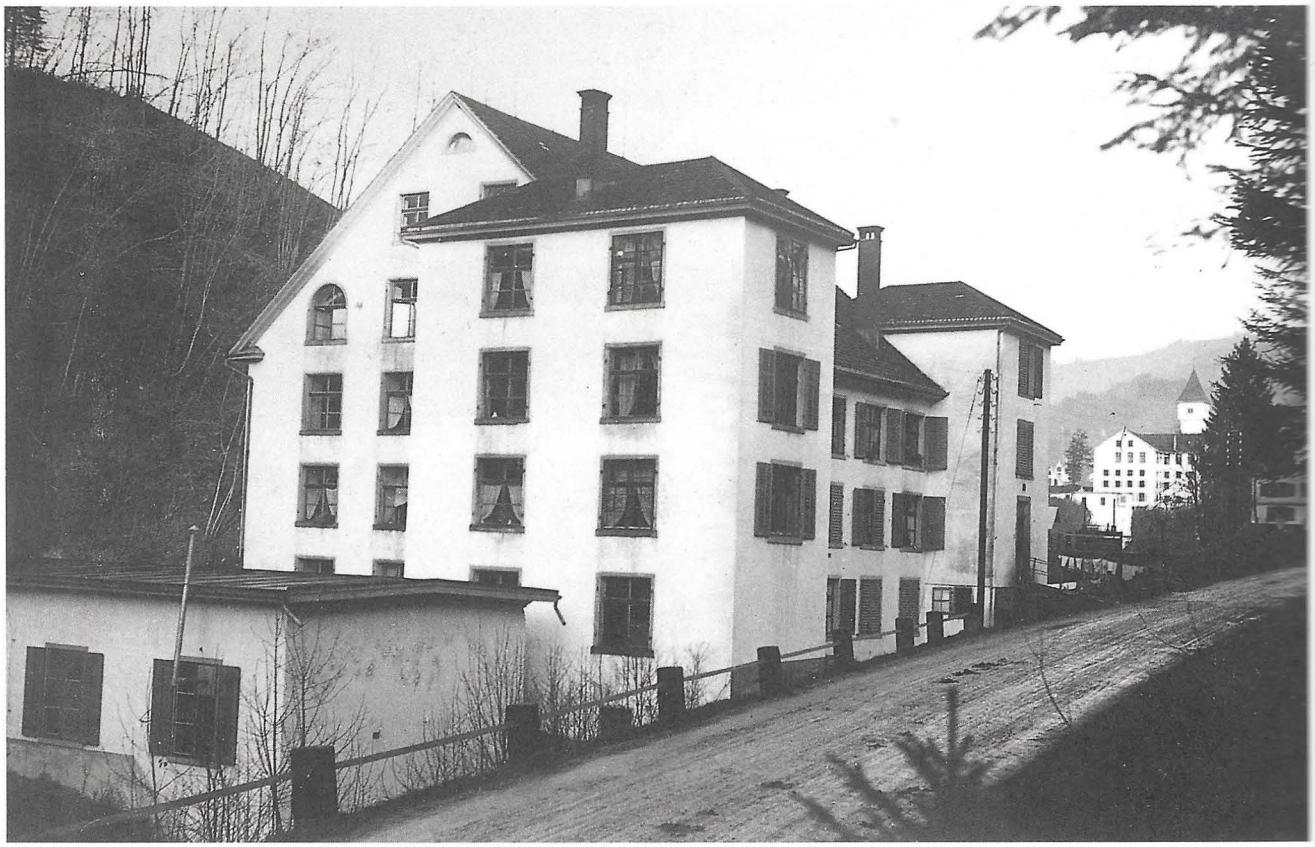
Beleuchtungsmaschine 276 Amp. in der Bleiche, 1913

des Geschäftes und dessen innere Organisation und Ordnung betrifft, unbedingt Folge zu leisten: die Arbeiter haben sich eines anständigen Betragens unter sich, wie gegenüber Vorgesetzten zu befleissen, welch letztere die gleiche Verpflichtung in ihrer Stellung zu beachten haben.»

Und weiter: «Das Rauchen in den Arbeitssälen [...] ist strengstens untersagt. [...] Schwatzen mit Nebenarbeitern, irgend welche Manipulation an der elektrischen Beleuchtung, anderweitige Beschäftigung (Stricken, Lesen, etc.) und die Einführung von Kindern oder fremden Personen ist untersagt.»

Zudem konnte die Firma das Arbeitsverhältnis «bei Vergehen gegen die Sittlichkeit» und «bei wiederholtem Erscheinen in betrunkenem Zustande» künden.[160] Diese Fabrikordnungen gaben den Vorgesetzten weitgehenden Spielraum zur Machtausübung. Otto Kunz drückt das in seinem Roman «Barbara, die Feinweberin» so aus: «Hier in der ‹Bleiche› aber, wo im Meer der Webstühle Mensch und Maschine zu einem Einzigen verschmolzen, waren alle an der Halfter einer harten Fabrikordnung, die von den Meistern – selber wieder an diesen Zwang gefesselt – fest in der Hand gehalten wurde.»[161]

Allerdings konnten die Verordnungen in der praktischen Umsetzung auch viel von ihrer Härte verlieren.[162] Gerade weil die Fabrikbesitzer sehr viele Freiheiten im Umgang mit den Arbeitern hatten, versuchten Mitglieder der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zürich in der Mitte des 19. Jahrhunderts, den Fabrikanten «Verantwortungsgefühl einzupflanzen». Diese sozialpädagogischen Moralisten erreichten eine gewisse Veränderung der Fabrikbesitzer und trugen dazu bei, dass die Patrons Verantwortung für «ihre» Arbeiter zu tragen begannen. Ein Vortrag Pfarrer Hirzels von 1853 legt dies exemplarisch dar: «Der Fabrikherr soll seine Arbeiterschaft als die Erweiterung seiner Familie betrachten und Freud und Leid, das ihm in seinem Hause widerfährt, seine Arbeiter dadurch miterleben lassen, dass er bei Hochzeit-, Tauf- und Traueranlässen seiner Untergebenen mit Gaben in die



Kosthaus Tiefenhof «Wellenwaage», 1913

Staberei, 1913

Ersparnis- und Krankenkasse eingedenkt.»[163] Dies wurde auch in Wald umgesetzt. 1889 zum Beispiel wurde anlässlich der Hochzeit Julius Honeggers, des Sohns von Kaspar Honegger, den Arbeitern im Neuthal und in der Elba ein Nachtessen serviert. Dies sei «ein unendlich besseres Mittel, ein gutes Einvernehmen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter zu pflanzen, als wie sie etwa andern Ortes angewendet zu werden pflegen».[164]

Diese Form des Patriarchalismus verbreitete sich in einer Zeit, da die Arbeiter wie die Arbeitgeber in der Nähe der Fabrik sesshaft wurden. Es herrschte zudem ein Arbeitskräftemangel und die Ausbildung neuer Arbeiter war teuer. Daher versuchte man, die Arbeiter an den Betrieb zu binden. Fabrikweihnachten, Arbeiterwohnungen, Gratifikationen und Belohnungen für treue Mitarbeiter sollten diesem Zweck dienen. Diese «Arbeiterfreundlichkeit» des Patrons diente durchaus auch der Beruhigung der Arbeiter. «Es lässt sich bei all diesen Einrichtungen kaum ausmachen, wo eigentlich die väterliche Fürsorge (inkl. die Belohnung der Betriebstreue) aufhört und die handfesten

wirtschaftlichen Interessen anfangen.»[165] Diese Art des Patriarchalismus sollte zudem dafür sorgen, dass die Arbeiter sich nicht zu stark in der Arbeiterbewegung engagierten und verbandsmässig organisierten. «Der mangelnde Solidaritätswille der Oberländer Fabrikarbeiter [...] ist [...] die Kehrseite der geistig-seelischen Bindung an den Herrn.»[166] Daher verstanden die Patrons die Einmischung der Verbände, wie bei den Streiks von 1907 und 1931, als Angriff auf ihre Person und die Beziehung zu «ihren» Arbeitern.

Über Johannes Honegger wird berichtet, dass er wegen seiner bescheidenen Herkunft ein Patron war, der sich mit den Arbeitern gut verstand: «Bei all der Gunst des Schicksals ist ihm eines geblieben, das ursprüngliche, bescheidene Wesen, das ihn nie seinen Ursprung vergessen, nie seine Herkunft verleugnen liess. So war er denn bis an sein Ende ein einfacher, schlichter Mann, freundlich mit dem geringsten seiner Arbeiter und besorgt für das Wohlergehen aller, die in redlicher Arbeit ihr Fortkommen suchten.»[167] Nach seinem Tod überreichten die Angestellten seinen Nachkommen ein Buch mit den Namen aller Arbeiter. Die 511 «Angestellten und Arbeiter der Etablissements Hub, Bleiche und Lindenhof in Wald geben hiermit Zeugniss von ihrer Achtung, Liebe und Dankbarkeit gegenüber ihrem dahingeschiedenen, hochverehrten Prinzipal Herr Joh. Honegger».

Wie die Erinnerungen Pietro Bianchis zeigen, spielte auch sein Sohn Julius die Rolle des Patrons gut. Die Firma fing auch an, den Arbeitern anlässlich von Jubiläumsfeiern einen bestimmten Betrag auszuzahlen.

Die meisten Arbeiter wohnten in Fabrikwohnungen, sogenannten Kosthäusern, in der Nähe der Fabrik. Die Arbeitgeber betrachteten dies als eine Art Wohltat von ihrer Seite aus. Das Leben im Kosthaus war indes hart, wie der folgende Ausschnitt aus dem Roman «Barbara, die Feinweberin» bezeugt. Dieser Roman sollte die kollektiven Identitäten der Arbeiter stärken und muss somit als politisch motivierte Fiktion und nicht als detailgetreue Darstellung des Arbeiteralltags gelesen werden. Der Verfasser Otto Kunz war zuerst Primarlehrer im Kanton Zürich, dann Arbeitersekretär des Schweizerischen Textil- und Fabrikarbeiterverbandes STAV. Dann folgten Redaktorentätigkeiten bei der «Thurgauer Arbeiterzeitung», der «Freien Innerschweiz» und der «Seeländer Volksstimme» und politische Ämter als Vertreter der SP. Sein Roman erschien 1940/41 als Vorabdruck im «Textiler».[168] Der in Wald geborene spätere SP-

Titelbild von Otto Kunz, «Barbara, die Feinweberin», 1942

Nationalrat und Arbeiterführer Robert Grimm schrieb die Einleitung zum Roman. Darin wird die Lebensgeschichte dreier Generationen von Oberländer Textilarbeitern dargestellt. Im zweiten Teil des Buchs zieht die Familie der Protagonistin nach Wald, wo sie in der Bleiche angestellt wird. Daraufhin wohnt die Familie in den Arbeiterwohnungen, die in der «Wälewoog» eingerichtet worden waren: «Bäbeli war jetzt Weberin in der grössten Weberei von Wald, der ‹Bleiche›. Das brachte Recht oder Pflicht auf eine Kosthauswohnung mit. [...] Als Johannes Honegger 1885 die ‹Wälewoog› [...] kaufte, fand Johannes Honegger, für eine Fabrik sei die ‹Wälewoog› zu lichtarm, für Arbeiterwohnungen aber genüge sie schon. Er baute die grösste Weberei Walds und der Schweiz, die ‹Bleiche› und verwendete die 200 Stühle der ‹Wälewoog› in dieser neuen Fabrik. Die ‹Wälewoog› wurde zu Arbeiterwohnungen, in ein ‹Kosthaus› umgebaut. Dazu nun war sie nicht zu lichtarm.

Die ‹Wälewoog› war zugleich Turbinenhaus. [...] Der lange Hausgang war düster und vom Gestank des Gemeinschaftsabortes erfüllt. Sein aufdringlicher, beissender

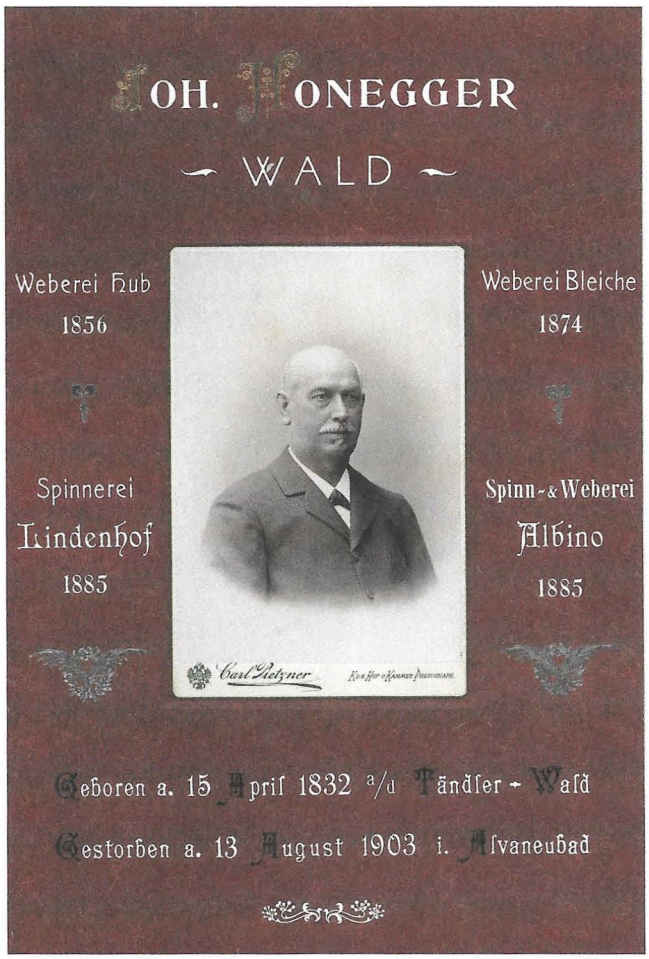
Paul Burian vor der Bleiche aus dem Film «Der Gehülfe» von Thomas Koerfer, 1975

Ammoniakgestank sagte jeweils: Es gibt schlecht Wetter. Viel Sonne konnten die der Strasse zugekehrten Zimmer nicht erhaschen. Den ganzen Tag über zitterte das Haus von den Erschütterungen durch die Turbine. In dem stinkig-staubigen Hausgang, dessen schlechte Luft selten von einem Sonnenstrahl gereinigt wurde, spielten die vielen Kinder des Kosthauses bei schlechtem und gutem Wetter. Da hockten Kranke und Gesunde an einem Haufen in der dunklen Ecke neben der Haustüre. Da, oder auf der Hausschwelle, sass zu Küngs Zeiten ein halblahmer Idiot und verrichtete oft genug in dunklem Drange Dinge, die auf die Phantasie halbreifer Jugend wie Gift wirkten. Oder dann sass er teilnahmslos da, die schwachen Beine hochgezogen, den Körper auf einen Stock gestützt und sang unaufhörlich im selben eintönigen Gedudel vor sich hin: «Firma-Röhrä-Röhrä-ä, ä Firma-Röhrä-Röhrä-ä-Röh...» Das war sein Psalm: Firma und Turbinenröhre. Wenn die Kosthauskinder ihn ob des Geleiers verspotteten, hieb er wütend mit dem Stock nach ihnen.

Im feuchten, engen Graben zwischen Hausmauer und Strassenbord hausten Würmer, Blindschleichen, Ringelnattern, Molche, Mäuse, Ratten, wildernde Katzen und andere verschupfte Kinder des Tierreichs.»[169]

Die «Wälewoog» wird als düsterer, fast teuflischer Schlund dargestellt, der im Kontrast zum früheren Wohnort der Familie steht: «In ein Kosthaus zu ziehen, dagegen hatten sich Schang und Bäbeli gesträubt, solange es nur möglich war. Nun aber erfolgte er doch, der Abstieg ins Kosthausleben, der Abstieg hinunter von den sonnigen Hängen des Bachtels ins Tobel der Jona, in die Schlucht der ‹Wälewoog›.»[170] «Die Poesie des ‹Alten Schwerts› und des ‹Neuhaus›, mit ihrem bäuerlichen Aussehen und dem wundervollen Blick in die südlichen Berge, war hier in dieser Arche, der ‹Wälewoog›, dahin. Nur der Alteisenhaufen und die alten Webstühle im Keller waren für die Buben beachtenswert und eine Fundgrube für allerhand Entdeckungen, eine Requisitenkammer für mechanische Spielereien.»[171] «Ein ideales Milieu war es eben nicht, die ‹Wälewoog› und viel Gutes gab's da nicht zu lernen.»[172]

Kunz tauschte sich während der Recherche für seinen Roman ausführlich mit dem damaligen Dorfchronisten von Wald, Heinrich Krebser, aus. Dieser erklärte ihm, dass wohl nicht alle die Zustände in der Wällewoog als so schlimm und düster angesehen hätten. Er erläuterte: «Diese Jugenderinnerungen sind zu sehr in Sie eingegraben, als dass Sie über dieses Kapitel hinweg könnten, ohne



Buch des Andenkens an Johannes Honegger, 1903

nicht innerlich bös aufgewühlt zu werden und dem auch Ausdruck zu geben. [...] Im allgemeinen habe ich eher die Ansicht, dass unsere Industriellen, auch jene der ersten Zeiten, sozial eher fortschrittlich gesinnt waren.» Kunz änderte daraufhin einige Passagen um.[173]

Zu den sozialen Einrichtungen der Fabrik zählten auch Kindergärten. In «Barbara, die Feinweberin» entfernt sich eines von Barbaras Kindern aus dem Kindergarten, um die Mutter im Websaal der Bleiche zu besuchen: «Wie oft hatte sich das Büblein zu seiner Mutter aus dem Kleinkindergarten weggestohlen, war die fast unendlich lange Front der ‹Bleiche› entlangt gerannt, hatte sich heimlich durch den Websaal im ersten Stock durch die engen Webstuhlgassen geschlichen – immer Deckung suchend vor den Augen des Obermeisters und der strengsten Webermeister. So kam er oft unbemerkt zum Arbeitsplatz seiner Mutter, wo sie stumm und emsig die Webstühle meisterte. [...] Wenn sie hier bei der Arbeit noch so wenig Zeit für ihn hatte, wenn es noch so ratterte von diesen Tausenden von Rädern und noch so klatschte von den Hunderten von Webstuhlpeitschen, und wenn es noch so stank von Öl und feuchter Luft und schweissigen Kleidern: der Fabrikduft der Kleider seiner Mutter war dem Buben Zeichen ihrer Nähe. [...] Alle Männer und Frauen ringsum hatten ein liebes Wort und einen freundlichen Blick für den kleinen Mutterhock und halfen gerne, ihn verborgen zu halten, auch der Meister.»[174] Als die Kinder im Roman aus der Repetierschule kamen, mussten auch sie in die Fabrik. Dies war bei Fabriklerfamilien, die im Kosthaus lebten, so üblich: «Wiewohl auch sie [die beiden älteren Brüder] Knirpse waren, hatten sie weniger Not, die Webstühle zu meistern; viel schwerer schon war es für den Hans, mit dem Eintritt in den gewaltig grossen Websaal, neben den magern Znüni sein jugendfrohes Gemüt ins Trückli zu Verwahrung zu legen.»[175]

Szene vor der Spinnerei Lindenhof aus dem Film «Der Gehülfe»

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen sich Arbeitgeber wie Arbeitnehmer verbandsmässig zu organisieren. 1879 wurde der Schweizerische Spinner- und Weberverein, der später in Schweizerischer Spinner-, Zwirner- und Weberverein umbenannt wurde, gegründet.[176] Zudem erhielten die Arbeiter infolge des Arbeitermangels am Ende des 19. Jahrhunderts einen gewissen Spielraum. Wenn sie an einem Ort nicht zufrieden waren, konnten sie in ein anderes Tal ziehen, um dort neu anzufangen. Aus verschiedenen Quellen geht hervor, dass dies in Wald nicht so häufig wie andernorts der Fall war. In Otto Kunz' Roman aber hofft die Familie, ihr Glück, das ihnen in Wald nicht vergönnt war, andernorts, nämlich am «Millionenbach» in Uster, zu finden: «In diesem Wald, der Heimat Schangs, hatten sie es bislang recht schwer gehabt, und ihre Lage drohte völlig unerträglich zu werden. Es schien dem Bäbeli wie dem Schang, dass der Fluch der Abhängigkeit von der Fabrik als Kosthäusler, als ‹Wälewögler› auf ihnen lastete und dass es auch kein Entrinnen mehr aus dieser kosthäuslichen ‹Kriegshütte› gebe, wenn sie in Wald blieben. Wie ein giftiger Drache drohte die ‹Bleiche› sie alle zu verschlucken. [...] Es genügte, dass wegen einer Disziplinlosigkeit des Ältesten es zu neuen Differenzen kam, und Bäbeli machte Kurzschluss.»[177]

Während der Zug, der die Familie an den neuen Arbeitsort bringt, sich in Bewegung setzt, schaut Barbara noch einmal zur Bleiche hinüber: «Ruhiger schaute Bäbeli zur ‹Bleiche› hin, ein paar Nastücher winkten herüber – jetzt konnten sie es dort ohne die Feinweberin Bäbeli Küng machen. [...] Dort drüben der aufdringlich lange, weissgetünchte Menschenmassenkasten, die ‹Bleiche›, diese Haut- und Knochenbleiche, so grollte jetzt Bäbeli in sich hinein. Dorf und Fabrik entschwanden den rotgeweinten Augen der Auszügler; tief unten in Schatten und feuchter Luft auch die ‹Wälewoog›, diese Arche der von der Sintflut Fabriklernot Heimgesuchten.»[178]

Im 19. Jahrhundert traten Konflikte zwischen den Arbeitern und den Inhabern der Firma aber eher selten offen zutage und sind daher nicht überliefert. 1889 «wurden Sonntag Nachts in der Weberei des Herrn Joh. Honegger in der Bleiche mittelst grossen Steinen ca. 15 Fensterscheiben eingeworfen und durch die Steine auch mehrere Zettel beschädigt». Der Redaktor des «Volksblatts» war sich nicht sicher, ob «man es mit einem Akt absichtlicher Bosheit oder aber mit der übertriebenen Wirkung des Sausergeistes zu thun hat».[179] Die grossen Konflikte sollten erst im 20. Jahrhundert ausgetragen werden.

1903

Das Gedenkbuch, das nach dem Tod Johannes Honeggers produziert wurde und in dem die Namen aller Arbeiter aufgeführt waren, ist ein gutes Beispiel für das Ansehen eines Patrons sogar über dessen Tod hinaus. Am 13. August 1903 starb Johannes Honegger nach langer Gichtkrankheit an einem Herzschlag. In der Chronik von Wald heisst es: «Zu Alveneu-Bad im Bündnerlande, wo er seit einigen Wochen Erholung und Stärkung seiner in letzter Zeit schwankend gewordenen Gesundheit suchte, starb gestern Donnerstag Vormittag im 72. Altersjahr Hr. Johannes Honegger, Fabrikant zur Flora dahier.»[180] «Seine Beerdigung war eine imposante Trauerkundgebung, wie Wald sie wohl noch selten sah.»[181] «Joh. H. war stets einfach und bescheiden geblieben und hat zumal durch die Hand seiner Gattin viel Gutes getan. Ein treuer Familienvater, ein guter Gatte und freundlicher, oft etwas derber Gesellschafter. Gern war er zur Hand, wenn seine Heimatgemeinde seine reichen Mittel f. gemeinnützige und wohltätige Zwecke benötigte.»[182]

Zwei Jahre vor seinem Tod hatte Johannes Honegger noch die Bewilligung erhalten, ein weiteres Wohnhaus neben dem «Sonnenhof» zu bauen. Im entsprechenden Schreiben wird er immer noch als «Fabrikant zur Flora» bezeichnet. Die Villa «Clarida» wurde erst nach seinem Tod, nämlich 1906, als Heim für seinen Sohn Julius und dessen Frau Hulda Honegger-Spörri gebaut.